

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 26 (2019)
Heft: 291

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nr. 290, Juni 2019

Leserbrief zur Flaschenpost von Lika Nüssli «Wer solidarisch ist, macht sich verdächtig»:

Krieg ist keine zeitgenössische Kunst

Reisen in Krisengebiete sind absolut wichtig, Beobachter abseits der Medien unabdingbar. Dass solche Berichte tendenziös sind, gehört fast immer dazu, wird geradezu erwartet.

Aber wenn ein Tarnnetz zum Schutz gegen Raketen und Bomben im Krieg so lapidar und hemmungslos zu einer zeitgenössischen Kunstinstallation uminterpretiert wird, dann hat das «anything goes» in der Kunst einen schäbigsten Stand wohl (wieder mal) erreicht. Die Schreiberin beschädigt mit ihrem ziemlich dummen Installationsvergleich den Ernst der Lage in der Region sowie den Ernst ihres Anliegens. Wieder eine Selfiesüchtige mehr dort, die sich vor und mit fremdem Leid profilieren will. Die Soldaten werden es gewohnt sein.

Diese Art Solidarität macht sich wirklich verdächtig. Krieg ist kein Witz und keine zeitgenössische Kunst. Die «kleine Intervention» dient allein der Automythographie der Künstlerin, oder wie der Avantgarde-Maler Max Beckmann 1915 von der Front schrieb: «Da kriegt meine Kunst was zu fressen!»

Daniel Stiefel, Marbach

«Eine Klimasession macht noch keinen neuen Kantonsrat: Wer von der Debatte in der St.Galler Pfalz nicht viel erwartete, wurde nicht enttäuscht. Die bürgerliche Mehrheit denkt beim Stichwort Klima an Steuern, Autos und Strassen.» So kommentierte Andreas Kneubühler die Klimadebatte in der Junisession des St.Galler Parlaments - saiten.ch/nach-dem-klimamarathon war einer der viel beachteten Beiträge zum Topthema dieser Monate.

Noch mehr geklickt wurden die Berichte zur anderen gesellschaftlichen Aufbruchsbewegung: dem Frauenstreik. Tausende gingen am 14. Juni auch in der Ostschweiz auf die Strasse, für Saiten erkundete Matthias Fässler im voraus, wer wo wie oder eben nicht streiken durfte, und im Bericht über den Streiktag (saiten.ch/wir-kaempfen-bis-wir-frei-sind) war Andri Bösch beeindruckt von den Zeichen von «Stärke, Euphorie und Widerstand» bei der wohl grössten Demonstration, welche die Hauptstadt in neuerer Zeit gesehen hat. In der Recherche über die fehlende Lohngleichheit aus dem frauenbewegten Juniheft wollte ein Facebook-Kommentator allerdings «feministische Fake-News» entdeckt haben.

Weniger welt-, aber besonders leserbewegend war schliesslich Corinne Riedeners Glosse über die jugendfeindliche Verbotskultur auf Drei Weieren, dem Erholungsgebiet Nummer eins der Städterinnen und Städter. Und sie erhielt Zuspruch: «Ich traue mich ja nichtmal, mit meinem Hund an der Leine beim Milchhüli einen Kaffee zu trinken, weil da eine Hundeverbotstafel steht», kommentierte Marcel Baur den Beitrag saiten.ch/this-town-is-coming-like-a-buenzli-town. Der Sommer kann kommen, und bitte nicht zu leise.

Sie ärgern sich? Sie freuen sich? Kommentieren Sie unser Magazin und unsere Texte auf saiten.ch oder schreiben Sie uns einen Leserbrief an redaktion@saiten.ch.

Die letzte «Innensicht»

Ein Jahr lang haben sie uns begleitet und Appetit gemacht, die «besonderen Räume» in Stadtsanktgaller Cafés, Bars und Restaurants. Entdeckt, recherchiert und fotografiert haben sie Beat Fritsche, René Hornung, Monika Ebner und Manuel Sturzenegger im Auftrag der Heimatschutz-Sektion St.Gallen/Appenzell I.Rh.

Der «Appetit» galt für einmal weniger dem kulinarischen Angebot, sondern der Innenausstattung der Häuser und der Sorgfalt beim Renovieren. 22 Beizen, die sich durch solche Achtsamkeit im Umgang mit dem baulichen Erbe auszeichnen: Das ist eine erfreuliche Zahl. Und wenn die Serie mit dem Titel «Innensicht» dazu beigetragen hat, den Blick und das Bewusstsein für architektonische und denkmalpflegerische Qualität zu schärfen, hat sie ihr Ziel erreicht. Saiten dankt dem Heimatschutz für die anregende Kooperation.

Kulturdebatte: Ja, aber...

Die Stadt St.Gallen soll eine Kulturdebatte führen. Das tönt erstmal vernünftig - schliesslich ist ein neues Kulturkonzept in Arbeit, Ideen sind breit abgestützt eingebracht worden, jetzt steht der Entwurf, man kann ihn diskutieren.

Aber die Frage ist, was da genau debattiert werden soll. Die Forderung, das Kulturkonzept müsse ins Stadtparlament, kam erst von links mit der Stossrichtung «mehr Förderung braucht auch mehr Geld». Und danach von rechts mit einer Verunglimpfung der «Kultureliten» und konkret mit der Forderung nach Geld für das Kinder-Musicaltheater, dem ein Beitrag verweigert worden war. Aber mehr kosten dürfe das Ganze auf keinen Fall, sagt die bürgerliche Rechte.

Die Minimal-Debatte könnte also heissen: Ein paar zehntausend Franken für das Musicaltheater, für Blasorchester und Männerchöre - und den dafür nötigen Betrag nimmt man jemand anderem weg, zum Beispiel der freien Theaterszene. Das kann man tun, das Resultat wäre allerdings keine Debatte, sondern ein kleinliches Gezerre.

Die Maximal-Debatte könnte heissen: Wir wollen Schwerpunktförderung. Also: Eine halbe Million mehr für das Textilmuseum, dafür Schluss mit der Kunsthalle, dem Nextex, dem Hiltibold, dem Kunstkiosk. Oder: Das Theater schliesst die Tanzsparte und man finanziert damit ein Haus für die freie Theaterszene. Oder: Schluss mit Geld für Klassik, dafür «Leuchtturmförderung» für Rockbands. Oder...

Man kann sich solche Szenarien ausdenken, sie machen allesamt keinen Sinn, weil eine Stadt von kultureller Diversität und initiativen Kulturmacherinnen und -machern lebt. Und weil solches Konkurrenzgerangel den Tod eines urbanen Kulturklimas bedeuten würde - für die Nicht-mehr-Geförderten genauso wie für die Privilegierten.

Die Minimal-Debatte, von der Kultur auf die Stadtwerke übertragen, würde zum Beispiel heissen: Wir wollen Nickelleitungen statt Kupferleitungen. Oder: Schluss mit Blitzableitern. Eine solche Debatte verlangt aber niemand, mit gutem Grund - den Leitungsbau überlässt man den Leitungsbauern.

Die Maximal-Debatte, wiederum auf die Stadtwerke übertragen, würde heissen: Wir bauen 5G und machen dafür die Kläranlage dicht. Oder: Im Westen gibts neue Strassenbeläge, im Osten nicht. Eine solche Debatte wünscht sich ebenfalls niemand, nicht mal in Seldwyla.

Eine ernsthafte Kulturdebatte müsste nach dem Selbstverständnis der Kulturstadt St.Gallen fragen und danach, was uns diese Kulturstadt wert ist. Und sie müsste die wohlhabenden Gemeinden rund um die Stadt stärker in die Pflicht nehmen. Eine Kulturdebatte, die bloss den einen etwas wegnimmt, um es den andern zu geben, wäre peinlich. Eine Debatte, die in förderlichem und nicht kulturfeindlichem Geist geführt wird - auf die kann man sich hingegen freuen. Peter Surber

Her mit der Voll-Ehe für alle

Endlich. Die nationalrätliche Kommission für Rechtsfragen hat die Kantonsregierungen im März eingeladen, Stellung zum Vorentwurf einer Gesetzesänderung zu beziehen, die die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare ermöglichen will. Die Kernvorlage beinhaltet die wesentlichsten Elemente zur Öffnung der Ehe im Zivilrecht inklusive Adoption. Eine zusätzliche Variante ergänzt die Kernvorlage mit dem Zugang zur Samenspende für lesbische Ehepaare.

Am 5. Juni hat die St.Galler Regierung ihre Stellungnahme veröffentlicht: Sie befürwortet die Ehe für alle und die möglichst zeitnahe Umsetzung der Vorlage. Aber: Sie begrüsst auch «die Beschränkung der Vorlage auf die Kernbereiche der Öffnung der Ehe sowie der Adoption und die spätere Anpassung weiterer Normen». Geht es nach der Regierung, soll der Zugang lesbischer Ehepaare zur Samenspende also erst zu einem späteren Zeitpunkt diskutiert werden.

Warum diese Zurückhaltung? Regierungsrat Martin Klöti erklärte im «Tagblatt», dass es sich bei der Ehe für alle um eine Gesetzesrevision handle. Der Zugang zur Samenspende für weibliche Ehepaare hingegen bedürfe einer Verfassungsänderung, welche rechtlich schwerer durchzusetzen sei. «Es wäre zu viel auf einmal gewesen, der Prozess wäre ins Stocken gekommen», lässt er sich zitieren.

Bei der Kommission für Rechtsfragen sieht man das anders, darum wird der Zugang zur Samenspende zusätzlich als Variante zur Kernvorlage in die Vernehmlassung geschickt: «Diese ergänzende Variante würde eine schlanke Änderung des ZGB ohne Änderung der Verfassung und des Fortpflanzungsmedizingesetzes (FMedG) vorsehen», heisst es in einer Mitteilung vom 14. März.

Die nationalen LGBTIQ-Organisationen begrüssen die vorgeschlagene Variante der Rechtskommission: Damit folge man «Vorbildern wie Österreich, Spanien und Schweden, wo die künstliche Befruchtung als fester Teil der Ehe für alle erlaubt ist». Roman Heggli, Geschäftsleiter von Pink Cross, sagt: «Für eine tatsächliche Gleichstellung sollen gleichgeschlechtliche Paare dieselben Rechte und Pflichten haben wie Mann und Frau.» Dazu gehört auch die künstliche Befruchtung.

Klar, alles andere wäre scheinheilig. Würde dazu führen, dass lesbische Ehefrauen sich im Ausland befruchten lassen, wo es vielfach erlaubt ist. Oder irgendeinen Erzeuger in irgendeiner Bar aufreissen. Oder über dubiose Kanäle an Samenspenden gelangen. Kommt hinzu, dass Spenderkinder von Frauenpaaren bei der Geburt nur einen rechtlichen Elternteil haben: jene Frau, die das Kind zur Welt gebracht hat.

Darum: Schluss mit politischem Pragmatismus, her mit der Voll-Ehe für alle! Corinne Riedener

2025 also, abgemacht!

Theaterfrau Ann Katrin Cooper über die Forderung nach einem Haus für die freie Szene und das neue Kulturkonzept der Stadt St.Gallen. Interview: Peter Surber, Bild: Tine Edel



Ann Katrin Cooper

Saiten: Wir führen dieses Gespräch am Tag der Premiere eures Panorama Dance Theaters - und dann ist auch noch Frauenstreik. Auftreten statt streiken: Ist das sinnbildlich für die Lage der Freien in der Tanz- und Theaterszene?

Ann Katrin Cooper: Der Premierentermin in Winterthur ist festgelegt worden, bevor vom Frauenstreik die Rede war - sonst hätten wir die Kollision natürlich vermieden. Andererseits ist es schon typisch für die Freien, dass immer alles miteinander kommt, statt schön sortiert.

Du hast vor ein paar Jahren von einer Festanstellung am Theater St.Gallen in die freie Szene gewechselt, weg von der institutionalisierten Sicherheit. Was war der Grund?

Es hatten sich bei mir ganz viele Ideen angestaut, und die wollte ich realisieren. Mich hat es rausgedrängt, und ich habe den Entscheid

keinen Tag bereut, auch wenn es herausfordernd ist, ohne ein regelmässiges Monatseinkommen zu leben, daran muss man sich gewöhnen. Bis man merkt, dass es geht.

Und nicht drei Kinder zu versorgen hat...

Ja genau. In unserer aktuellen Produktion haben alle mitwirkenden Frauen keine Kinder. Die freie Szene ist für Familien eine grosse Herausforderung.

Was könnte dem abhelfen? Mehr Geld?

Mehr Geld, ja, um die Arbeit angemessener zu entschädigen. Je weniger Geld da ist, umso weniger flexibel ist man, weil man das Gefühl hat, Tag und Nacht arbeiten zu müssen, um eine Produktion auf gutem Niveau herauszubringen.

Das heisst, die Förderbudgets müssten erhöht werden? Wir reden hier ja über das neue Kulturkonzept der Stadt St.Gallen. Es schlägt eine Mehrjahresförderung für Ensembles vor, und ein Haus für die Freien.

Das wäre grossartig. Die Förderung heute ist zwar gut und klug, aber zu wenig nachhaltig. Sagen wir mal: 15 freie Gruppen sind hier tätig, sie müssen Proberäume, Licht- und Tonanlage mieten, dafür geben sie einen rechten Teil des Budgets aus. Wenn es Räume gäbe, die bereits ausgestattet sind, könnte man das Geld in Löhne umlagern oder in grössere Teams. Das würde das Niveau anheben und flexiblere Arbeitszeiten für junge Familien ermöglichen. Heute dagegen ist mit dem Geld für die Infrastruktur nichts Dauerhaftes aufgebaut - aber ausgegeben ist es trotzdem.

Die oft gehörte Forderung, Kulturförderung solle mehr in Menschen als in Häuser investieren, wäre also ein Trugschluss?

Beides stimmt. Man braucht zuerst einen Ort zum Proben und zum Aufführen, man braucht Licht, man braucht Ton,... Wenn gar nichts da ist, fängt der Kreislauf immer wieder von vorn an. Wenn das Haus da ist, können die Menschen darin arbeiten. Und dann kann man ein Publikum aufbauen und begeistern.

Du hast von 15 Gruppen gesprochen - sind es wirklich so viele? Eher kann man sie an anderthalb Händen abzählen.

Dass die Szene zu klein sei, darin steckt ein Denkfehler. Damit die Szene lebt, muss es attraktiv sein, hier zu sein und zu bleiben. Und daran hapert es heute. Wer in St.Gallen arbeitet, wird überregional kaum wahrgenommen. Man ist nicht Teil der nationalen Szene und Förderung. Denn um national gefördert zu werden, braucht man Koproduktionen und eine hohe Basisförderung vor Ort. Und für eine Koproduktion wiederum braucht man ein Haus, das einen engagiert und eine Gage zahlt.

Das heisst, die Stadt ist mit den zwei Zielen (professionell geführtes Haus und mehrjährige Förderung) auf dem richtigen Weg?

Ich finde: total. Bei der Vorstellung des Konzepts fanden einige, das sei utopisch und nicht zu finanzieren. Aber wenn man einen partizipativen Prozess durchführt und diese Forderung immer wieder genannt wird: Dann soll das auch im Konzept so stehen. Wie ein Haus für die Freien zu finanzieren ist, dafür ist die Politik gefragt, aber ich bin überzeugt, dass es über zehn Jahre hinweg nachhaltiger wäre, diesen Weg zu beschreiten.

Was wäre das Vorbild für St.Gallen?

Zum Beispiel die Kaserne Basel.

Die ist viel grösser...

Die ist gross, ja - aber wir kennen das St.Galler Haus ja noch gar nicht. Da gehts schon wieder los mit dem Sich-Kleinmachen. Es gibt auch Provinznester, die tolle Häuser haben, die rappellvoll sind.

Heute proben freie Gruppen zum Beispiel im Chössi-Theater Lichtensteig, in Steckborn oder im Tak in Schaan. Könnte das Haus der Freien auch ausserhalb der Stadt stehen?

Proberäume könnten ausserhalb liegen. Aber das Haus muss nach meiner Überzeugung mitten in der Stadt sein. Es geht ja darum, ein möglichst breites Publikum anzusprechen. Ein Haus irgendwo auf der grünen Wiese wäre eine vergebene Chance und ein falsches Zeichen.

Hast Du ein Haus im Kopf?

Das Zeughaus auf der Kreuzbleiche wäre ein denkbarer Ort. Die Reithalle wäre ein super Haus gewesen, aber das ist vorbei. Und ja: Man könnte bauen... Wenn keine Räume da sind, dann muss man sie bauen.

Noch ein Wort zur Lokremise...

Die Lokremise ist eine tolle Lokalität für Aufführungen, sie bietet aber keine Möglichkeit zum Proben, und die Zeitfenster sind zu kurz.

Das ist die Lage der Freien?

Zumindest hier ist es so. Und man muss noch hinzufügen: Es geht nicht nur darum, wer hier arbeitet, sondern auch um Gastspiele. Nach St.Gallen kommt kaum jemand, weil es keine Stelle gibt, die Ensembles einlädt, und kein Haus dafür da ist. Kultur braucht Inspiration, Austausch und auch den Druck, rauszukommen aus der Komfortzone.

Wann steht das Haus für die freie Tanz- und Theaterszene? 2025?

Das hiesse noch lange warten... Das Haus fehlt hier echt, es fehlt schon seit 20 Jahren. Drum ist es gut, dass die Forderung jetzt so klar da steht. St.Gallen würde definitiv zur Kulturstadt. 2025 also, abgemacht!

Ann Katrin Cooper, 1979, ist Co-Leiterin des Panorama Dance Theaters und Kulturproduzentin.

Mit zwei Religionen aufwachsen



Früher habe ich nicht viel darüber nachgedacht, ob es wichtig ist, eine Konfession zu haben. Seit ich in der Schweiz bin, überlege ich oft: Warum ist Religion für die Menschen ein Kollisionspunkt? Ist es nicht genug, dass ich ein guter Mensch bin? Dass ich an Gott glaube?

Wenn ich ein Formular ausfülle, wo «konfessionslos» steht, merke ich manchmal, dass die Menschen in Verlegenheit gebracht werden. Worum geht es eigentlich? Geht es tatsächlich um etwas, das religiös begründet ist? Häufig geht es um was Anderes. Die Menschen haben kulturelle Prägungen, und es wurde uns eingeflösst, dass wir ohne Konfession nicht existieren dürfen.

Meine Eltern haben versucht, uns in beiden Glaubensrichtungen zu erziehen. Mein Vater ist Muslim und meine Mutter ist Christin. Sie haben uns ab und zu in die Moschee und in die Kirche mitgenommen. In der Familie haben wir sowohl Fastenbrechen als auch Weihnachten gefeiert. Wir durften doppelt feiern, was ich toll finde. Eine Familie, zwei Religionen. Eine ganz besondere Beziehung. Zwei Kulturen wissen mehr als eine, und so ist es auch mit den Religionen.

Unsere Eltern haben uns beigebracht, was richtig und was falsch ist. Damit konnten wir uns identifizieren und später, als wir älter wurden, selbst entscheiden, was wir uns mit unserem Glauben machen möchten. Niemand hat uns je zur Entscheidung gezwungen. Mit Zwang wäre es kein Glaube mehr, sondern Angst. Unsere Eltern haben das gemacht, was sie für sich und uns richtig fanden, und nicht damit die anderen gut von ihnen denken. Sie haben einen Kompromiss gefunden: uns zu guten Menschen zu erziehen.

Wir hören alle von Kindheit an, dass wir den «richtigen Weg», die «richtige» Religion haben müssen, sonst kommen wir in die Hölle. Doch wir wissen gar nicht, welcher Weg der richtige ist. Gott allein weiss es.

Wir haben beide Religionen von schönen Seiten erfahren. Wir hatten Glück, da unsere Erziehung nicht durch religiöse Gedanken eingengt wurde. Wir wurden als selbstbewusste Persönlichkeiten erzogen, die das Leben und die Menschen unvoreingenommen und verständnisvoll wahrnehmen. Wir machen Gutes nicht, weil es in einem Buch so geschrieben steht, sondern aufgrund unserer Menschlichkeit.

Farida Ferecli, 1988, ist in Sumqayit in Aserbaidschan aufgewachsen und 2015 in die Schweiz gekommen. Sie hat Chemie und Ökologie studiert und lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Wittenbach.

Bikinifigur my ass



Sonntagmorgen, Gemeindezentrum, veganes Brunchbuffet. Atmosphäre: Yoga-Lehrerinnen-Treffen. Meine Laune: übertrieben friedlich. Aber bloss bis zu dem Moment, in dem ich Nachschub am Buffet hole. Frau eins hinter dem Tischli sagt: «Ui nein, heute wird ja total wenig Zopf gegessen!» und Frau zwei antwortet: «Stimmt! Ja gäll, so ist das halt im Sommer, da achten halt alle auf ihre Bikinifigur, hahaha», und Frau eins dann auch so:

«Hahaha» und ich so: «SEID RUHIG, GENAU DIESE KONVERSATIONEN HASSE ICH», aber ich dachte es nur.

Wollte ja die Yoga-Lehrerinnen-Atmosphäre nicht zerstören.

Zen und Chakren beiseite. Ich hasse den Ausdruck Bikinifigur. Bikinifigur my ass. Wenn wir es genau nehmen, wäre eigentlich jeder Körper, der in einem Bikini steckt, eine Bikinifigur. Fertig. Aus. Abspann. Aber nein, dann kamen das Patriarchat und der Kapitalismus - seit Jahrzehnten best friends - und fanden, weisch was, wenn jede Frau sich komplett beschissen fühlt in ihrem Körper, wird sie sicher ganz viele Dinge kaufen, um sich besser zu fühlen!

Und sie hatten Recht. Und jetzt kommen gutmeinende Influencerinnen und gutmeinende Firmen und sagen, heeey, du bist schön, egal, wenn du bitzli dick bist oder bitzli Cellulite hast oder bitzli eine Behinderung, du bist total schön. #inspiring #bodypositive #everybodyisbeautiful

Und das ist ja alles total gut gemeint. Ich kann ja jetzt nicht so tun, als hätte ich den Feminismus erfunden und ihnen allen erklären, es sei falsch, wenn sie Frauen sagen, sie sollen sich schön fühlen. Aber: Wäre es nicht sehr viel sinnvoller, wenn Frauen sich mal einfach nicht schön fühlen müssten? Ganz unabhängig davon, ob sie Kleidergrösse XS haben und komplett haarlos sind? Was wäre, wenn Frauen mal für eine Weile gar nicht daran denken müssten, ob sie schön sind? Sondern an Hummus und Katzenheime und guten Sex? (Daran denke ich, wenn ich ausnahmsweise mal nicht daran denke, ob ich schön bin.)

Aber es geht nicht. Wir können nicht nicht an unser Aussehen denken, wenn ein riesiger Teil unseres ganzen Umfelds suggeriert, dass wir scheisse aussehen (Frauenmagazine, Werbung, unsere ganze Kultur) - und der andere, winzige Teil sagt: Du bist eigentlich total schön, trotz all deiner mega-schlimmen Makel, aber es ist deine eigene Verantwortung, dass du dich schön fühlst, trotz allem.

Und da liegt der Denkfehler. Es liegt nicht in der Verantwortung jeder einzelnen Frau, sich schön zu fühlen, und dann auch noch TROTZ ihres Aussehens. Es ist strukturell, patriarchal und kapitalistisch bedingt, dass wir uns scheisse fühlen in unseren Körpern. Aber das klingt halt eben nur halb so schön wie #bodypositive.

Es ist so viel einfacher, zu tun, als wäre Sich-hässlich-Fühlen ein individuelles Problem. Nicht einfacher für uns, nein, uns Frauen macht es ein Leben lang fertig. Aber einfacher für alle anderen. Und dann läuft Mikas *Big girls, you are beautiful* im Ausgang und alle feiern mit, aber dicke Menschen finden wir dann schon abstoßend. Fragen uns nicht, warum. Haben Angst, selbst so auszusehen. Glauben dann, selbst daran schuld zu sein. Und verzichten auf das zweite Stück Zopf am veganen Brunch im Gemeinschaftszentrum.

Anna Rosenwasser, 1990 geboren und in Schaffhausen aufgewachsen, wohnt in Zürich. Sie arbeitet als Geschäftsführerin für die Lesbenorganisation Schweiz (LOS) und als freischaffende Journalistin.

Aufstand der Eulen



Unsere Gesellschaft ist zweigeteilt. Wie Licht und Dunkel, wie Koriander mögen oder Koriander nicht mögen, so gibt es Lerchen und Eulen. Also Frühaufsteher und die, die recht haben.

Einer Studie zufolge sind zwei Drittel von uns allen Eulen. Zwei Drittel. Mehr als die Hälfte. Und wenn man es aufrundet, sind das alle von uns.

Und wenn man es abrundet, ist es immer noch die Hälfte. So viele sind das.

Und doch herrscht eine Diktatur der Lerchen und alle anderen werden als Morgenmuffel verschrien und in die Koffeinabhängigkeit getrieben. Ja, Koffeinabhängigkeit. Frühaufsteher haben es so gut. Die wissen gar nicht, wie scheisse Cornflakes mit Red Bull schmecken.

Man merkt es: Auch ich bin eine Eule, geboren im Sternzeichen des Faultiers mit Aszendenz Schlaf-sack, und so denke ich jeden Morgen: Warum quälen wir uns vor sechs Uhr aus dem Bett rein in überfüllte Züge und zum Stehen gebrachte Blechlawinen, wenn das erste, was wir am Arbeitsplatz machen, eine Kaffeepause ist?

Also nichts gegen Kaffee. Ich liebe Kaffee. Ich liebe Kaffee so sehr, ich will nach meinem Tod nicht verbrannt werden, sondern nur geröstet.

Doch bis es zum Kaffee kommt, muss man eben zuerst mal aufstehen. Mein aktueller Wecker ist darum speziell auf meine Bedürfnisse zugeschnitten. Er weckt mich mit personalisierten Motivations-sprüchen. Sätze wie: «Nur no 35 Jahr bis zur Rente.» Oder: «Nur wer ufstoht, chan sich au wieder hiilege.»

Ich brauche diesen Wecker. Gerade als Künstler ohne festen Tagesablauf stehe ich sonst nur auf, weil gleich die Migros zumacht. Denn als typische Eule bin ich tagsüber notorisch müde und drum auch motorisch prude. Und so haben wir Eulen kein gutes Image, aber wie auch?

Schon der Volksmund sagt: «Morgenstund hat Gold im Mund» und: «Der frühe Vogel fängt den Wurm». Darum denkt die Welt, dass Frühaufsteher die besseren Menschen seien. So proaktive Menschen: Die Sachen erledigen, bevor sie es müssten.

Wie soll ich da als Eule mithalten? Ich bin höchstens propassiv. Also ich sage Dinge ab, bevor ich eingeladen werde.

Was ich sagen möchte: Die Welt hat ein völlig falsches Bild von den Frühaufstehern. Und diese Lerchenverherrlichung wird so lange weitergehen, wie wir Eulen bei diesem Spiel mitmachen.

Darum: Langschläfer aller Länder, erhebt euch... nicht! Bleibt liegen. Zieht eurem Wecker den Stecker oder drückt nochmal die Snoozetaste. Aber mit einem Hammer. Und wenn man euch sagt: «Morgenstund hat Gold im Mund», dann antwortet mit: «Weisst du, wer auch Gold im Mund hat? Leute, denen man die Fresse poliert hat.»

Jan Rutishauser, 1987, ist Kabarettist, Kolumnist und Koach für Rechtschreibung und Comedy Writing.

Fotografie

Dipl. Gestalter/in HF

Lehrgangsstart
Februar 2020

Jetzt
anmelden!

gbs
sg.ch

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung



Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen

FORUM WÜRTH RORSCHACH

ArtVino 
EIN FEST DER SINNE

24. AUGUST 2019 | 16.00 - 20.00 UHR

Riech Hör
Betrachte mich
Schmeck
Fühl



unerHÖRT
erleben

Beim diesjährigen ArtVino steht der Hörsinn im Vordergrund. Nehmen Sie an einem Erlebnisrundgang durch die Wanderausstellung «unerHÖRT erleben» zum Thema Schwer- und Gehörlosigkeit teil.

Eintritt frei | Für die Genussplättli mit regionalem Wein, Käse, Fleisch und Brot wird ein Kostenbeitrag erhoben.

www.forum-wuerth.ch

 WÜRTH

MOTSA, Tay Oskee,
Mean Poppa Lean, Oehl,
Rosi Spezial, Culk, Blond,
International Music,
KeKe, Santa

Bilderbuch
Triggerfinger
Blood Red Shoes
Xavier Rudd
Keb' Mo'

Zugezogen Maskulin, Leoniden, My
Ugly Clementine, Wooze, Alli Neumann,
Molly, EUROTEURO

Mattiel, The Twilight Sad, Psychedelic
Porn Crumpets, The Vintage Caravan,
Wand, Todd Edwards, Ed Rush

Camo & Krooked
Mighty Oaks
Tove Lo
Propagandhi
Kodaline
Kikagaku Moyo

Friedberg, Thirsty Eyes, Naked Cameo, Prinz Grizzley, Naaz,
Pears, Telquist, Ski Schuh Tennis Orchestra,

Poolbar Festival
05 Jul-11 Aug

Altes Hallenbad, Feldkirch, Vorarlberg
Infos / Tickets → www.fbinsta

 Föhrenburger

 RAUCH

 Y&W
Wanderausstellung AG

 RED BULL
MUSIC
PRESENTS

KUNSTMUSEUM
LIECHTENSTEIN

kunet
schule
liechtenstein

 NEUTRIK

 ZUMTOBEL

 FM4

 DER STANDARD

Erbe des Gallus-Jubiläums



Das Gallus-Jubiläum von 2012 war Anlass, direkt im Klosterbezirk ein «Visitor Center» für die Touristinnen und Touristen einzurichten, um vor Ort Informationen über St.Gallens Weltkulturerbe verbreiten zu können. Dafür wurden frühere Räume der Berufsschule an der Gallusstrasse um- und ausgebaut.

Das St.Galler Architekturbüro von Daniel Cavelti hat einen grosszügigen Eingang und dahinter einen offenen Raum mit einer Theke geschaffen. In der Mitte eine hell gestrichene Holzsäule, an den Wänden Gestelle und Schaukästen mit abgerundeten Kanten - alles in unterschiedlichem Weiss gehalten. Auch im Boden liegen in Harz gebundene helle Marmorkrümel.

Das Besucherzentrum blieb gerade mal drei Jahre in diesen Räumen, dann beschloss St.Gallen-Bodensee-Tourismus, an die Bankgasse zu ziehen. Von dort bis zum Besucherzentrum sind es aber keine 100 Meter - deshalb wurde es wieder geschlossen.

Eine Gruppe von Frauen, darunter die Laufbahnberaterin Erika Bigler und die inzwischen zur Stadträtin gewählte Sonja Lüthi, hatten sich schon lange mit dem Projekt einer «DenkBar» befasst. Der frei gewordene Raum war dafür ideal. Seit Herbst 2016 wird im praktisch unveränderten Ambiente des früheren Besucherzentrums die DenkBar als Kaffee- und Kulturort betrieben. In den Schaukästen stehen Gläser und Geschirr, der glänzende Informations-Counter ist zur Theke mutiert, auf den elegant geschwungenen Gestellen steht Kunst. Inzwischen leitet die frühere SP-Politikerin Agnes Haag als Vertreterin der Genossenschaft den Gastrobetrieb (dessen finanzielle Zukunft allerdings aktuell ungesichert ist).

Man betritt die DenkBar über einen dreieckigen Vorgarten und blickt durchs Lokal bis in den Innenhof. Dort hatte zur Eröffnung der Bürgermeister der irischen Stadt Bangor einen Weissdorn gepflanzt - und damit das Gallusjahr eingeläutet. Im Lokal hängt an der Wand eine grosse Fotografie der Deckenkuppel der Kathedrale und erinnert an das Jubiläum.

DenkBar, Gallusstrasse 11
071 511 91 94, denkbar-sg.ch

Ganz und gar unmartialisch

Man will sich lieber nicht vorstellen, wie es tönte, wenn die Offiziere Reden schwangen oder Rapporte verlasen. Auch wenn die Militärkantine im Namen weiterlebt, martialischer Ton und Drill sind schon vor Jahrzehnten nach Herisau umgezogen.

1902 wurde das romantisierende Schlösschen als Kantine und Bürogebäude in Betrieb genommen. Geplant hatte es St.Gallens damaliger Stadtbau- meister Albert Pfeiffer. Unten die Soldatenkantine, darüber der Saal für die Offiziere, in den Obergeschossen Büros des Waffenplatzkommandos und eine Wohnung für den «Kantinier». Lange hiess das Restaurant dann «Kastanienhof», und der prächtige Aussenbereich unter den Kastanien ist denn auch die Attraktion in der warmen Jahreszeit.

2014 war die sorgfältige Renovation des Hauses beendet. Im Restaurant im Erdgeschoss steht in der historischen Atmosphäre eine neue Bar, deren farbenfroher Fries auf die Geschichte des Hauses anspielt. Gestaltet hat ihn die Textildesignerin Annina Arter. Mit Liebe zum Detail sind im Eingangsbereich und im Flur Terrazzoböden neu gegossen worden. Sie sind mit Metallstreifen eingefasst - mit den gleichen Streifen, die man auch am Buffet findet. Der Saal im Obergeschoss mit seiner mächtigen Säule im Zentrum und dem grosszügigen Balkon sowie daneben die ehemalige Küche werden heute für Gesellschaften genutzt.

Die Erneuerung aussen und jene von Parterre und erstem Stock hat die Stadt finanziert, das Geld für das Hotel hat das Betreiberkollektiv zusammengetrommelt. All das wurde honoriert: Die Militärkantine wurde 2017 zum «historischen Hotel des Jahres» erkoren, und der Schweizer Heimatschutz führt es in seiner Publikation der «Schönsten Hotels der Schweiz». Die Zimmer sind mit nordischen und heimischen Klassiker-Möbeln ausgestattet - Armee-Mief gibt es keinen mehr.



Militärkantine, Kreuzbleichweg 2
071 279 10 00, militaerkantine.ch

Besondere Räume in Stadsanktgaller Cafés, Bars und Restaurants – entdeckt und fotografiert von der Heimatschutz-Sektion St.Gallen/Appenzell I.Rh. Texte und Recherche: Beat Fritsche, René Hornung. Bilder: Monika Ebner, Emanuel Sturzenegger



HEIMATSCHUTZ
ST.GALLEN/APPENZELL I.RH.